

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 59 (1988)
Heft: 3

Artikel: "Das Heim als Lebensgemeinschaft. Nähe und Distanz" : früher Lebensgemeinschaft - heute ein Betrieb? : Podiumsgespräch der VSA-Jahresversammlung 1987
Autor: Lareida, Reto / Meister, Oskar / Arnold, Edith
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-810663>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Das Heim als Lebensgemeinschaft. Nähe und Distanz»

Früher Lebensgemeinschaft – heute ein Betrieb?

Podiumsgespräch der VSA-Jahresversammlung 1987

Die letztjährige VSA-Jahresversammlung, die am 13./14. Mai 1987 im zürcheroberrländischen Wald durchgeführt wurde, war dem Thema «Das Heim als Lebensgemeinschaft. Nähe und Distanz» gewidmet. Am zweiten Tag fand das Podiumsgespräch mit dem Titel «Trotz Vielfalt ein Ziel suchen wollen» statt. Unter der Leitung von Reto Lareida, Leiter des Erziehungsheimes Langhalde in Abtwil, diskutierten über das Wesen der Lebensgemeinschaft: Edith Arnold, therapeutische Wohngemeinschaft in Palagnedra (TI); Oskar Meister, Altersheim der Künzle-Stiftung in Schaffhausen; Fritz Schmied, Arbeitskolonie Murimoos (AG); Dr. Siegfried Schuller, Amtsvormund der Stadt Zürich; Paul Sonderegger, Jugendsiedlung Heizenholz in Zürich; Urs Tschanz, Lehrer im Heilpädagogischen Schulheim «Weissenheim» in Bern. Der Text, den Sie hier abgedruckt finden, ist eine überarbeitete Tonbandabschrift (D. R.). Die diesjährige VSA-Jahresversammlung findet am 18./19. Mai 1988 in Herisau statt und trägt den verheissungsvollen Titel: «Das Heim als kulturelle Geburtsstätte der Zukunft».

Reto Lareida: «Trotz Vielfalt ein Ziel suchen wollen», das ist die Überschrift, die wir den nächsten eineinhalb Stunden geben haben. Die nun folgende Diskussion sollte unter anderem aufzeigen, ob «ein Ziel» in unserem Titel heisst «ein einziges Ziel, das für alle gleich gilt», oder ob es heisst «ein Ziel, das verschiedene Ausprägungen haben kann».

Unser Podiumsgespräch steht im Zusammenhang des Tagungsthemas «Das Heim als Lebensgemeinschaft. Nähe und Distanz». Es geht also um die Lebensgemeinschaft. Der Zusatz «Nähe und Distanz» ist uns Praktikern näher und besser verständlich als der abstrakte Begriff «Lebensgemeinschaft». Bei «Nähe und Distanz» spüren wir den direkten Bezug zu unserer Arbeit, zu unsern Mitarbeitern, zur Heimkommission, zu uns selber.

In unserem Podiumsgespräch möchten wir nun das «Heim als Lebensgemeinschaft» von verschiedenen Seiten her beleuch-

ten und möglichst viele unterschiedliche Aspekte herausarbeiten. Da es dabei aber um «Leben» geht, wird es nicht möglich sein, die Diskussion schön säuberlich in einzelne Abschnitte aufzuteilen, beinhaltet doch Leben schlichtweg alles.

Die erste Frage, die ich an die PodiumsteilnehmerInnen stellen möchte, ist daher eine recht allgemeine: Was verstehen Sie unter «Lebensgemeinschaft im Heim»? Was bedeutet dieser Ausdruck für Sie als Praktiker, als direkt Beteiligte, als Beobachter? Spüren Sie in Ihrer Institution Lebensgemeinschaft? Wann spüren Sie welche Formen von Lebensgemeinschaft? Wie zeigt sich Lebensgemeinschaft in Ihrer Institution?

Lebensgemeinschaft: eine Frage der Wertung

Oskar Meister: Dr. Conrad Schachenmann entwarf gestern in einem hervorragenden Referat das Bild eines fast idealen



Paul Sonderegger (zweiter von links): «Man kann in den verschiedensten Lebensformen Lebensgemeinschaft verwirklichen. Man muss bereit sein, die unterschiedlichsten Formen als Formen von Lebensgemeinschaft zu akzeptieren.» – Urs Tschanz (dritter von rechts): «Von uns Mitarbeitern her gesehen, ist das richtig; für das Kind aber ist es nur dann möglich, im Heim auch wirklich daheim zu sein, wenn die Mitarbeiter als seine Bezugspersonen auch dort daheim sind.» Zwei Standpunkte, die das Podiumsgespräch lebhaft werden liessen; es nahmen ausserdem daran teil (vlnr): Dr. Siegfried Schuller (Zürich), Fritz Schmied (Muri), Diskussionsleiter Reto Lareida (Abtwil), Edith Arnold (Palagnedra) und Oskar Meister (Schaffhausen).

Zustandes von Lebensgemeinschaft, das in seiner Institution Wirklichkeit wird. Ich muss hier geradeheraus sagen, dass ich von meiner Tätigkeit nicht diesen Ausweis erbringen kann. Die Voraussetzungen sind natürlich auch nicht dieselben: Unsere Trägerschaft ist eine politische, die Trägerschaft des Heimes, das Dr. Schachenmann uns vorgestellt hat, verfolgt ein ideelles Ziel. Diese unterschiedlichen Trägerschaften bieten auch unterschiedliche Möglichkeiten für die Verwirklichung von Lebensgemeinschaft. In einer Zeit wie der unsrigen, in der das Trennende, das Auflösende immer mehr die Überhand gewinnt – ich denke an Ehe, Familie, Kirche, Politik –, ist es in einem öffentlich geführten Heim schwer, vielleicht sogar unmöglich, Lebensgemeinschaft einfach a priori zu offerieren und zu garantieren. Der Zeitgeist macht ja auch vor dem Heim nicht Halt!

Damit möchte ich aber keinesfalls das Bemühen, das ständige Bestreben nach einer Lebensgemeinschaft im Heim ablehnen; es ist auch mein eigenes Bestreben, trotz aller Widerwärtigkeiten, trotz aller Mühsal, die damit verbunden sind. Ich möchte an Herrn Christian Bärtschi erinnern, der in seinem gestrigen Vortrag betont hat, dass es Mut brauche, wolle man ein Ziel nie aus den Augen verlieren: Es braucht auch im Altersheim Mut, Entschlossenheit, Willen, für dieses Ziel einzustehen. Lassen wir jedoch von diesem Ziel ab, geben wir mit dem Ziel auch uns selber auf – und das würde den Niedergang und den Tod des Heimes bedeuten.

Das Leben im Heim ist vielschichtig und kann unter den verschiedensten Aspekten betrachtet werden: es gibt bauliche Aspekte, finanzielle Aspekte, personelle Aspekte, strukturelle Aspekte, medizinische Aspekte, und es gibt auch noch menschliche Aspekte. Um aus diesem vielschichtigen Gebilde eine Lebensgemeinschaft zu machen, müssen wir in diese verschiedenen Aspekte eine Gewichtung, eine Wertung bringen. Für diesen Zweck teile ich die genannten Aspekte in zwei Hauptaspekte auf: den Aspekt des *Habens* und den Aspekt des *Seins*. Der Aspekt des Habens umfasst den ganzen Bereich des Materiellen, des Machbaren; der Aspekt des Seins umfasst all das, was nur erlebbar, spürbar, erahnbar ist. Und es ist der Aspekt des Seins, der uns den Weg weist, wie im Heim eine Lebensgemeinschaft werden kann, wie im Heim der Raum frei gemacht werden kann, in dem wirkliches Leben entstehen kann. Der Aspekt des Habens ist leichter zu verwirklichen als der Aspekt des Seins. Es ist einfacher, für den Bau eines neuen Heimes 10 Millionen aufzutreiben, als in einem Heim eine Lebensgemeinschaft entstehen zu lassen. Das ist unsere Situation heute im Heim: Das, was den Inhalt, die Substanz des Heimes ausmacht, bleibt immer Ziel, dem man sich nur mit grosser Mühsal nähern kann.

Lebensgemeinschaft: ein existentielles Gefühl

Edith Arnold: Es gibt bei uns im Verlaufe eines Jahres immer wieder ein paar Erlebnisse, bei denen wir alle spüren: Wir sitzen alle im gleichen Boot. So ist es zum Beispiel im Winter, wenn es gegen Ende Januar eines Morgens zweieinhalb Meter Schnee ums Haus herum hat und man kann nicht mehr weg. Diese Situation gebiert dann eine für alle Beteiligten gleichermassen existentielle Aufgabe; man muss nämlich einen Weg finden, um aus diesem Schnee wieder rauszukommen. Jugendliche und Betreuer, alle sind gemeinsam am Werk. Dann erlebe ich Lebensgemeinschaft, existentiell.

Aber dies sind natürlich ausserordentliche Erlebnisse, und man kann ja nicht einfach auf sie warten, um dann Lebensgemeinschaft zu verspüren. Nein, auch im Alltag gibt es Möglichkeiten, um Gemeinschaft zu fühlen: Zum Beispiel das Kochen. Bei uns muss jeder jeweils während einer Woche für

alle kochen. Unsere Jugendlichen haben aber keine grosse Erfahrung im Kochen. Wenn sie dann das erste Mal dran sind, hilft man ihnen, zeigt ihnen, wie sie es machen müssen, lobt sie, wenn sie ihr Essen auf den Tisch stellen und nimmt Anteil an ihrer Freude über das ausgesprochene Lob und an ihrem gefestigteren Selbstwertgefühl. Es sind eben so kleine Sachen, alltägliche Erlebnisse, die einem dieses Gefühl von «gemeinsam», von «füreinander» geben.

Keine Trennung von Arbeit und Freizeit!

Urs Tschanz: Ich wohne im Heim, in dem ich arbeite. Das Gefühl von Lebensgemeinschaft habe ich in unserem Heim, weil wir Arbeitszeit und Freizeit nicht exakt voneinander trennen. Ich glaube, bei uns im Heim weiss niemand so genau, wieviele Stunden er arbeitet und wieviele er frei hat. Eine eindeutige Trennung von Arbeitszeit und Freizeit scheint mir etwas Unlebendiges zu sein. Das passt nicht in eine Lebensgemeinschaft. Es gibt eine bestimmte Form von Arbeitsgemeinschaft, zumal in der Arbeit mit Menschen, die man nur als Lebensgemeinschaft realisieren kann, weil man diese Arbeitsgemeinschaft «leben» und «erleben» muss.

Es ist schwierig zu formulieren, was man eigentlich spürt, wenn man Lebensgemeinschaft um sich fühlt. Es ist einfach das Gefühl von etwas Gemeinsamem; es ist ein gemeinsames Menschenbild, ein gemeinsames auf ein Ziel hin Arbeiten, auf ein Menschenbild hin. Ich spüre das zum Beispiel in den Kursen, die wir Mitarbeiter abends veranstalten, Kurse, die nicht nur pädagogische Inhalte haben, sondern die speziell zum Zwecke des gegenseitigen Sich-Kennenlernens durchgeführt werden. Solche gemeinsame Veranstaltungen gehören mit zu einer Lebensgemeinschaft.

Lebensgemeinschaft: die Stärken des einzelnen betonen

Fritz Schmied: Unsere 90 bis 100 Männer im Murimoo kommen vorwiegend nicht freiwillig zu uns, sondern sie werden aufgrund der Gesetzgebung zum fürsorglichen Freiheitsentzug eingewiesen. Kann denn unter solchen unfreiwilligen Umständen Lebensgemeinschaft bestehen?

Gerade in einem Betrieb wie dem unsrigen spüren wir sehr deutlich, dass das Funktionieren ganz entscheidend vom Bestehen einer solchen Gemeinschaft abhängt. Wir spüren, was es heisst, eine tragfähige Gemeinschaft zu haben. Dass wir eine sehr breite Altersstruktur haben in unserem Betrieb – vom 18jährigen bis zum 80jährigen Mann –, ist für das Wachsen einer Gemeinschaft ein grosser Vorteil. Da spielt noch etwas von der früher vor allem bei Bauernbetrieben üblichen Grossfamilie mit: Da lebten Grossvater, Vater, Sohn und Enkel alle unter einem Dach, und der alte Onkel, der Junggeselle geblieben und etwas kurrig ist, wurde da mit der grössten Selbstverständlichkeit mitgetragen, er gehörte zur Gemeinschaft. Ebenfalls gemeinschaftsfördernd wirkt im Murimoo die unterschiedliche Problemstruktur: Probleme jedes einzelnen sind wieder etwas anders gelagert.

Einen wichtigen Grundsatz möchte ich nennen, nach dem ich zu leben versuche und ohne den eine Gemeinschaft in einem Heim wie dem unsrigen nicht möglich wäre. Es ist der Grundsatz, der vorschreibt, nicht ständig nach den Schwächen zu suchen und darin zu wühlen, sondern die Stärken eines jeden einzelnen zu betonen und zu fördern und diese Stärke als positiven Aufhänger zu benützen. Er kommt aus der simplen Einsicht, dass wir ja alle einen kleineren oder einen grösseren Sprung in der Schüssel haben, und dass wir es alle nicht sehr schätzen, wenn man den Finger immer ausgerechnet dorthin legt, wo der Sprung am grössten ist. Dieser Grundsatz

VSA-Leseseminar 1988 in Zürich

«Unsere Arbeit im Heute muss getragen sein vom Hören auf das Gestern und vom Blicken auf das Morgen!»

Für alle in Heimen und im sozialen Bereich Tätigen und sonstwie Interessierte

Leitung: Dr. Imelda Abbt

- Text: Augustinus: Bekenntnisse, dtv 2159, München 1986⁴, Fr. 12.80
- Zum Inhalt: Die «Bekenntnisse» Augustins gehören zu den einmaligen Leistungen der menschlichen Geschichte. Sie sind nicht nur ein faszinierendes historisches Dokument, sondern auch eine immer wieder neue Herausforderung an das Selbst- und Weltverständnis des Lesers.
- Beginn: 26. April 1988
- Dauer: 6 Dienstagabende, jeweils 17.00 bis 18.30 Uhr
- Daten: 26. April, 10./24. Mai, 7./21. Juni, 5. Juli 1988
- Ort: Altersheim Wiedikon, Burstwiesenstrasse 20, 8055 Zürich
- Kosten: VSA-Mitglieder und MitarbeiterInnen von VSA-Heimen Fr. 50.–
Nichtmitglieder Fr. 90.–

Die Anmeldung wird nicht bestätigt. Die Kursunterlagen und Rechnungen werden eine Woche vor Kursbeginn zugestellt.

Anmeldetalon Leseseminar 1988 in Zürich

Name, Vorname

Name und Adresse des Heimes

Wohnadresse

Berufliche Tätigkeit

PLZ, Ort

Unterschrift, Datum

VSA-Mitgliedschaft des Heimes oder ☐
persönliche VSA-Mitgliedschaft ☐ Zutreffendes bitte ankreuzen

Bis 18. April 1988 senden an Kurssekretariat VSA, Seegartenstrasse 2, 8008 Zürich,
Telefon 01 252 47 07 (nur vormittags)

ist eine Rahmenbedingung für das Entstehen einer Lebensgemeinschaft im Heim.

Lebensgemeinschaft: abgelöst durch die Arbeitsgemeinschaft

Paul Sonderegger: Meine Frau und ich arbeiteten früher im Schloss Regensburg, wo man wie eine grosse Familie zusammenlebte. Unsere Vorgänger liessen sich von den Kindern noch Vater und Mutter rufen, man ass am Morgen gemeinsam im Speisesaal und sah dort alle Kinder, anschliessend machte man gemeinsam Andacht, man sang gemeinsam mit den Kindern, ass gemeinsam mit ihnen zu Mittag, am Abend ging man noch einmal bei den Gruppen vorbei und drückte allen die Hand vor dem Schlafen. Damals war meine Einstellung zur Lebensgemeinschaft eine andere als heute, und sie war richtig bei diesen geistigbehinderten Kindern mit einem grossen Anlehnsbedürfnis, das stark personenbezogen ist.

Heute aber arbeiten wir in einer «Siedlung», in der die Gruppen dezentral in einzelnen Häusern wohnen; wir sind zu städtischen Arbeitsbedingungen angestellt (42-Stunden-Woche) und arbeiten mit professionellen Erzieherinnen und Erziehern zusammen, überhaupt mit professionellen Fachleuten in allen Bereichen (in Regensburg waren es einfach Wärterinnen und Wärter, Handwerker und Lehrer). Unsere Mitarbeiter sind tüchtig vertreten im VPOD und wohnen ausserhalb des Heims mit ihren Familien, verteilt über den ganzen Kanton Zürich. Ist da eine Lebensgemeinschaft im Heim noch möglich? Kann da das Gefühl von Lebensgemeinschaft überhaupt noch erlebt werden?

Hier ist eine ganz andere Auffassung von dem, was das Wesen des Heims ausmacht, notwendig. Man muss sich bekennen zum Betrieb, zur Arbeitsgemeinschaft; und dann stellen sich ab und zu Momente einer Lebensgemeinschaft ein. Die Kinder unter sich, die zum Teil schon seit langer Zeit hier sind, die Kinder in der Gruppe bilden eine Lebensgemeinschaft. Sie essen, schlafen, reden, diskutieren, tragen Schwierigkeiten aus. Innerhalb des Heims bilden sie in ihrer Gruppe eine Lebensgemeinschaft. Für sie gibt es aber auch noch die Lebensgemeinschaft ihrer Familie, wenn sie sie besuchen gehen.

Für die Erzieher gibt es auch Lebensgemeinschaft, immer wieder. Sie erleben zum Beispiel Lebensgemeinschaft, wenn sie in der Supervision ihre Probleme darstellen und ganz hautnah erleben: Wer bist du – wer bin ich?

Es wird auch Lebensgemeinschaft innerhalb der Arbeitsgemeinschaft sichtbar, wenn zum Beispiel übernächste Woche ein Gruppeltturnier stattfindet. Was da im stillen in einer kleinen Arbeitsgemeinschaft erarbeitet wird, um später, wenn es dann so weit ist, eine Gesamtheit zu werden, umfassend die Kinder genauso wie die Erwachsenen, die Jungen genauso wie die Alten, Frauen genauso wie Männer. Wie da verschiedene Mannschaften gebildet werden, wie Match um Match ausgetragen wird, wie dann am Abend in der Disco wieder jung und alt mitmacht, das ist ein überwältigend starkes Gefühl von Lebensgemeinschaft!

Versorger haben härtere Interessen

Dr. Siegfried Schuller: Bei der Unterbringung einer Person in ein Heim achten wir natürlich auch darauf, dass sie sich dort wohl fühlen kann, dass sie ein Zuhause findet, eine Heimat. Das gilt hauptsächlich für Kinder, Betagte und Pflegebedürftige. Bei andern Heimen – es sind jene, die man auch Anstalten nennt –, die zum Beispiel dem fürsorgerischen Freiheitsentzug

dienen oder der psychiatrischen Behandlung, steht nicht das Ziel der Lebensgemeinschaft im Vordergrund. Diese Menschen sind schon in der sogenannten Freiheit sehr isoliert, oft eben krank, und mit ihnen Lebensgemeinschaft zu verwirklichen, ist ausserordentlich schwierig.

Oft gibt es für den Versorger – übrigens ein schreckliches Wort – noch ein anderes Ziel. Leider muss man oft in erster Linie darauf achten, dass die eingewiesene Person lange Zeit in der betreffenden Institution bleiben kann, weil sie, wie zum Beispiel ein psychisch Kranker, draussen gar nicht tragbar ist.

Bei uns Versorgern stehen also oft ganz andere Ziele im Vordergrund als Lebensgemeinschaft. Wenn diese aber in einer Institution verwirklicht wird, in die wir einweisen, sind wir natürlich sehr froh; aber unsere hauptsächlichen Interessen sind viel härter.

Ausgebildet für die Lebensgemeinschaft?

Reto Lareida: Ich nehme ein Stichwort auf, das Herr Sonderegger erwähnte, und das an dieser Tagung schon fast wie ein Reizwort wirkt: den Begriff Arbeitsgemeinschaft. Heute müssen wir in den Heimen die Mitarbeiterstellen auf zwei Kommastellen genau ausrechnen; wir haben sowohl in den Kinderheimen und Jugendheimen als auch in den Altersheimen und Pflegeheimen zuwenig Personal; in allen Typen von Heimen sind die Mitarbeiter durch Ausbildung zu Spezialisten für einzelne Bereiche im Heim geworden. Meine Frage nun: Wenn die Mitarbeiter-Situation so ist, dass von Lebensgemeinschaft nicht mehr gesprochen werden kann, sondern im besten Falle eine Arbeitsgemeinschaft aufgebaut und erhalten werden kann, müssen wir dann bekennen, dass wir eben die zukünftigen Mitarbeiter falsch ausbilden? Werden nur Leute ausgebildet, die sich ausschliesslich für das Fachliche interessieren, die Spezialisten sein möchten auf einem Gebiet, die sich aber nicht einer Wertorientierung wie Lebensgemeinschaft unterziehen möchten in ihrer Arbeit?

Urs Tschanz: Die Wirklichkeit ist widersprüchlich. Sie sagen, die meisten Erzieher, die frisch ausgebildet sind, ziehen Arbeitsgemeinschaften mit genau festgelegten Stundenzahlen vor. Bei uns aber trifft das überhaupt nicht zu: Wir finden immer wieder Leute, die gerne so arbeiten wie wir, ohne festgelegte Stundenzahl, ohne starre Formen. Ich habe daher das Gefühl, dass jeder Heimleiter eben diejenigen Mitarbeiter bekommt, die er sich vorstellt, haben zu wollen. Wenn er das Heim leitet mit der Vorstellung, einen organisierten Betrieb zu leiten, einer Arbeitsgemeinschaft vorzustehen, wird er kaum je Mitarbeiter finden, die im Heim eine Lebensgemeinschaft werden lassen möchten, die im Heim wohnen und leben.

Reto Lareida: Herr Sonderegger, Sie suchen also die falschen Leute?

Das Heim ist ein Betrieb

Paul Sonderegger: Absolut nicht. Es gibt Erzieher, die zu mir kommen und sagen: Schauen Sie, ich habe jetzt sechs Jahre lang in einer Institution gearbeitet, in der wir auch wohnen mussten, und ich habe das nicht mehr länger aushalten können, erstens aus familiären Gründen, und zweitens bin ich beruflich in eine derartige Enge geraten, dass ich nun einfach mehr Luft brauche neben meiner Arbeit. Diese Leute sind nicht falsch ausgebildet; was heisst denn schon falsch? Ich habe immer wieder die Erfahrung gemacht, dass professionelle Mitarbeiter sehr viel in ihre Arbeit investieren, dann aber

einen Freiraum verlangen, um dort neue Kraft, neue Ideen zu tanken für den Umgang mit den Kindern und Arbeitskollegen. Die Frage, die wir hier diskutieren, ist ja schon alt, die Frage danach, wie weit Professionalität in unserem Beruf bestimmend sein soll und wie weit Mitmensch-Sein das Ziel sein muss. Mir scheint, die *erzieherische Hochform* erreicht derjenige, der sich als gereifte Persönlichkeit mit einem professionellen, tragfähigen Hintergrund engagiert. Dieser Erzieher ist auch bei einer 80%igen Anstellung ein hundertprozentiger Erzieher! (Es gibt nämlich auch zu 100 % angestellte Erzieher, die in Tat und Wahrheit nur 50%ige sind.)

Die Güte eines Erziehers hängt nicht davon ab, ob er rund um die Uhr um «seine» Kinder herum ist, sondern ob er dann, wenn er beim Kind ist, hundertprozentig da ist, ganz da ist für sein Ziel, bessere Erziehung zu produzieren – ein Satz natürlich, den Sie kritisieren werden. Aber seien wir doch ehrlich: Unser «Produkt» ist die gute Erziehung, und das Heim ist der dazugehörige «Betrieb», und die Aufgabe des Heimleiters ist es, in diesem Betrieb eine «Arbeitsgemeinschaft» zu formieren, die zur Lebensgemeinschaft werden könnte. Und das alles ist nie etwas, das man hat, sondern ist etwas, das man jeden Tag neu erschaffen muss – auch wenn man schon zehn, fünfzehn, zwanzig Jahre im «Geschäft» ist, ja, sogar dann erst recht! (Das Publikum applaudiert.)

Die Gefahr der geistigen Vergewaltigung

Reto Lareida: Die beiden Standpunkte sind jetzt klar herausgearbeitet: Hier das Heim, das auf ein ideelles Ziel ausgerichtet ist, dort das Heim als Betrieb. Ich möchte nun auf etwas zurückkommen, das Herr Meister angesprochen hat. Es bezieht sich auf die beiden gestrigen Vorträge: Darin wurden uns zwei Institutionen geschildert, die, so hatte ich den Eindruck, beide sehr stark ideell ausgerichtet sind. Ich frage mich nun aber, ob man bei dieser ideellen Zielsetzung auch genügend an unsere Klienten, an die Heimbewohner denkt: an die Kinder, die Jugendlichen, die Drogensüchtigen, die Behinderten, die Alten. Sie haben doch auch das Recht auf eine möglichst offene Institution, offen bezüglich der geistigen Orientierung. Wenn wir uns in unserer Institution für ein bestimmtes Ideal entscheiden, besteht da nicht auch die Gefahr der geistigen Vergewaltigung unserer Klienten? Dürfen wir sie denn einfach in unser Lebensbild hineinzwängen, einfach weil dieses nun einmal zu uns selber passt?

Oskar Meister: Jedes Cliché, jedes zementiert-abgerundete Bild, das man sich von einer Institution macht, bedeutet Gefahr des Stagnierens. Lebensgemeinschaft aber würde ich gerade definieren als Bezogenheit auf den Mitmenschen. Die Umstände, in denen das geschieht, spielen gar keine Rolle. Hauptsache ist die Haltung, die den Mitmenschen ins Zentrum rückt – und nicht eine Idee, in die der Mensch dann hineingepasst wird. Nicht so sehr das Endprodukt ist entscheidend, vielmehr die Grundhaltung, die Einstellung, die Gesinnung ist es, die dazu führt, dass wir dem zu betreuenden Menschen, sei dies nun ein Kind oder ein Betagter, näher kommen und ihm gerecht werden.

Das gilt auch für die Arbeitsgemeinschaft. Ich glaube, dass die Idealform der Heimgemeinschaft, in der Personal und Heimbewohner rund um die Uhr zusammengelebt haben in inniger Verbundenheit und Eintracht, heute nicht mehr aktuell ist. Gewünscht sind lockere Arbeitsverhältnisse. Aber auch da misst sich die Güte der Arbeit am Zentrum, auf das alles ausgerichtet ist, und nicht am Nachweis bewährter Methoden und Einrichtungen.

Ferien in Frankreich

Zu vermieten für Ferien in der Dordogne, Südwestfrankreich, gelegenes, grosses und renoviertes

Bauernhaus

aus dem 17. Jahrhundert, 9 Betten. Nähere Auskunft erhältlich bei H. und U. Sattler, Rathausgasse 30, 3011 Bern, Tel. 031 22 81 20.

Organisatorische Leitplanken bedrohen den Menschen

Fritz Schmied: Die Frage, ob mit einer ideellen Ausrichtung der einzelne im Heim nicht eingezwängt wird, ist berechtigt. Es ist sehr wichtig, dass der einzelne sich selber sein kann innerhalb eines verantwortbaren Rahmens. Diese Rahmenbedingungen, diese Leitplanken sollten möglichst weit aussen sein. Wir müssen uns darum bemühen, dass der Mensch wieder Platz bekommt. Vor lauter Institution, Organisation, Konzept und Supervision gefährden wir den Platz des Menschen, verlieren wir also unsere eigentliche Aufgabe aus den Augen. (Applaus)

Paul Sonderegger: Ich fühle mich jetzt natürlich herausgefordert. Stichwort «Supervision»: Haben Sie selber schon Supervision erlebt? Wissen Sie, was da vor sich geht? Wissen Sie, wie hart, wie weich, wie warm, wie verständnisvoll, wie echt sich die Menschen in einer Supervisionsstunde begegnen? Da ist echtes Menschsein; da soll echtes Menschsein sein, sonst verdient die Supervision ihren Namen nicht.

Edith Arnold: Ich habe ein wenig das Gefühl, dass man hier unbedingt polarisieren will: auf der einen Seite Supervision, Professionalisierung und auf der andern Seite das Heim als Lebensgemeinschaft. Ich selber habe Supervision – ich habe Psychologie studiert und bin daher von ihrer Notwendigkeit überzeugt. Ich möchte meinen Beruf professionell, gut ausüben. Und gleichzeitig lebe ich in einer Lebensgemeinschaft! Es geht doch nicht darum, diese beiden Dinge gegeneinander auszuspielen, es geht doch darum, dass jeder Erzieher und jeder Psychologe andere Bedürfnisse hat, die er erkennen und an einem entsprechenden Arbeitsort verwirklichen muss. Es wäre doch schön, wenn es in einem Heim Platz gäbe für einen Erzieher, der nur zu 60 Prozent arbeitet und daneben viele persönliche Interessen pflegt, genauso wie für den Erzieher, der sich ganz ins Heimleben hineingeben will. Ein gutes Heim schafft denjenigen Freiraum, den ich benötige, um meine Arbeit als Mitgestalten zu erleben und um in so verstandener Arbeit meine Lebensaufgabe zu finden.

Urs Tschanz: Nun ist die Rede von Vergewaltigung durch die gemeinsame Idee, die man in einem Heim pflegt. Sie, Herr Sonderegger, sprechen von der 42-Stunden-Woche: Mir scheint das auch ein sehr starrer Raum zu sein, wenn man nur noch 42 Stunden arbeiten kann, wenn man nur fixe 60 Prozent arbeitet und nicht mehr – eher etwas weniger. Es gibt doch heute immer mehr Menschen, die wieder ganz stark das Ganzheitliche suchen. Im 42-Stunden-Heim ist für sie jedoch kein Platz.

Und noch etwas möchte ich sagen: Zur Pädagogik gehört natürlich auch das Organisieren. Aber ein guter Lehrer kann nicht nur seinen Stoff gut vortragen, sondern es geht noch um etwas ganz anderes: es geht um seine Persönlichkeit und um den Grund, auf dem er steht. Rhetorisch einwandfreies Dozieren kommt beim Schüler nicht an, wenn da nicht noch

eine gewisse persönliche Beziehung des Lehrers zum darzustellenden Stoff zu spüren ist. Und ich glaube, dass man nicht auf das Organisieren viel Kraft verwenden kann, ohne dass dann das Andere nicht zu kurz käme, das sich mit dem Kind verbunden Fühlen. Ich kann mir zum Beispiel überhaupt nicht vorstellen, nicht im Heim zu wohnen, meine Familie ausserhalb des Heimes zu haben und dann ins Heim arbeiten zu gehen. Ich würde mich zerrissen fühlen zwischen Familie und Heim, und es hätte massive Nachteile für die Heimkinder: Dass ihre Bezugspersonen auch im Heim wohnen, macht sie pädagogisch leichter führbar, weil sie einen als echte Autorität anerkennen.

Ist Lebensgemeinschaft unrentabel?

Reto Lareida: Ich möchte noch einen Schritt weiter gehen. Ich behaupte, dass Lebensgemeinschaft unrentabel ist. Wo Lebensgemeinschaft zu verwirklichen versucht wird, schwatzen die Mitarbeiter viel zu viel herum. Man trifft sich im Gang, im Kaffeestübli, im Garten, man spricht miteinander, man pflegt den gegenseitigen Kontakt, man kümmert sich um die Mitarbeiter –, und dies ausserhalb der Supervision, dann nämlich, wenn es konkret etwas zu tun gäbe. Können wir uns dieses «Pläuderlen» und «Schäfferlen» überhaupt leisten?

Urs Tschanz: Jetzt verstehe ich nicht recht: Glauben Sie, dieses «Schäfferlen» und so weiter sei Lebensgemeinschaft?

Reto Lareida: In jedem Heim hat doch jeder Mitarbeiter seinen Stellenbeschrieb, in dem seine Aufgaben festgehalten sind. In den Heimen, die gestern in den beiden Vorträgen beschrieben worden sind, scheint mir aber der Stellenbeschrieb eher störend zu sein, weil da der gegenseitige menschliche Kontakt im Vordergrund steht.

Oskar Meister: Ich habe es erfahren, dass Ihre Formulierung, Herr Lareida, ihre Berechtigung hat. Das Heim steht unter einem gewissen wirtschaftlichen Druck, und das Spannungsfeld zwischen wirtschaftlicher Verantwortung und sozialem Auftrag, das aus diesem Druck heraus entsteht, ist uns ja allen bekannt. Das bringt uns manchmal in innere Nöte. Wir würden manchmal gerne etwas länger verweilen bei einem Pensionär, wir hätten manchmal gerne etwas mehr Zeit für die Pflege des gegenseitigen Kontaktes – und das wäre manchmal auch sehr wünschenswert im Hinblick auf das ganze Heim.

Ich möchte gerne aufzeigen, dass diese Pflege der Menschlichkeit nicht *nur* unrentabel ist. Lebensgemeinschaft – ich habe das schon vorher gesagt – ist auch eine Frage der Einstellung zur Arbeit im Heim, eine Frage der Grundhaltung, der Gesinnung. Wenn die Arbeit im Heim nur Job ist, den man möglichst ohne Anstrengung hinter sich bringt, um vor allem am Abend wieder wegzugehen, ist wahrscheinlich weniger getan worden, als wenn dieselbe Arbeit in derselben Arbeitszeit in einer menschlichen Grundhaltung erledigt worden ist. Mit der entsprechenden Grundhaltung kann man nämlich sogar einmal einem Patienten sagen, dass man nun im Moment wirklich keine Zeit hat, ohne dass dadurch etwas an der Beziehung zu ihm zerstört würde.

Ein Erdboden, auf dem ich wachsen kann

Fritz Schmied: Wenn Lebensgemeinschaft wirklich unrentabel wäre, würde ich mich davon distanzieren. Lebensgemeinschaft ist aber für mich ein Ort, wo es mir wohl ist, wo ich atmen kann, wo ich nicht dauernd das Bedürfnis habe wegzugehen um aufzutanken. Das wäre ja ein furchtbarer

Zustand, wenn wir ständig Arbeiten machen würden, die uns ausbrennen und es notwendig machen, dass wir irgendwo wieder auftanken gehen müssen. Unsere Arbeit im Heim muss doch so sein, dass dieses Auftanken laufend passieren kann, in der Arbeit selber, im Kontakt mit den Mitarbeitern im Betrieb und natürlich auch in der eigenen Familie. Etwas stimmt doch nicht, wenn Auftanken nur möglich ist, wenn zwischen Arbeitsort und «Erholungsort» x Kilometer liegen!

Ich behaupte, wenn es gelingt, einen Ort zu schaffen, an dem sich die Menschen wohlfühlen, einen Erdboden, auf dem man wachsen kann, so ist damit die Leistung, die ein Heim erbringt, automatisch verbessert, ist sie also rentabel. Optimale Leistung kann ich dann erbringen, wenn es gelingt, mit meiner Persönlichkeit, mit meiner persönlichen Ausstrahlung ein Klima herzustellen, in dem man sich wohlfühlen und atmen kann.

Urs Tschanz: Ich kann gar nicht recht verstehen, wie man auf die Idee kommt, eine Lebensgemeinschaft könnte unrentabel sein. Was da erwähnt worden ist, Plauderstündchen und ähnliche Dinge, das ist eben gar nicht Lebensgemeinschaft. Lebensgemeinschaft, wozu ich unbedingt auch das Wohnen im Heim zähle, bedeutet, dass sich die Erzieher ihrer Arbeit verbunden fühlen und bereit sind, viel Verantwortung zu tragen. Sie sind bereit, zu arbeiten, ohne immer auf die Uhr zu schauen. Von daher müsste ich sogar sagen, die andern Betriebe, die keine Lebensgemeinschaft leben, sind unrentabel. Wenn wir bei uns im Heim die 42-Stunden-Woche einführen wollten, so brauchten wir dreimal mehr Erzieher; wir haben das ausgerechnet. Wieso soll denn die Lebensgemeinschaft im Heim unrentabel sein?

Alte Menschen LAM Altenhilfe

Erich Grond

Die Pflege verwirrter alter Menschen

Psychisch Alterskranke und ihre Helfer im menschlichen Miteinander

4. überarbeitete Auflage 1988, 344 Seiten, Forco, DM 34, –

Hans Brandt/Eva-Maria Dennebaum/Willi Rückert (Hrsg.)

Stationäre Altenhilfe

Problemfelder – Rahmenbedingungen – Perspektiven
1987, 244 Seiten, Forco, DM 22, –

Sigmund Gastiger/Eva-Maria Grimme (Hrsg.)

Rechtsfragen in der Altenarbeit

Ein Handbuch für Aus- und Fortbildung, Beratungsstellen und alle Praxisbereiche

3. erweiterte und verbesserte Auflage 1987, 224 Seiten, kart. lam., DM 32, –

Hartmut Radebold/Michael Rassek/Gertrud Schlesinger-Kipp/Martin Teising

Zur psychotherapeutischen Behandlung älterer Menschen

Erfahrungen aus einer Psychiatrischen Institutsambulanz
1987, 192 Seiten, Forco, DM 26, –

Sandol Stoddard

Die Hospiz-Bewegung

Ein anderer Umgang mit Sterbenden
1987, 176 Seiten, Forco, DM 25, –

Lambertus-Verlag, Postfach 1026, D-7800 Freiburg

Reto Lareida: Ich glaube einfach, dass es nicht ganz der Realität entspricht, wenn Sie sagen, dass es viele Erzieher gebe, die so arbeiten würden wie Sie.

Urs Tschanz: Es stimmt, die Wirklichkeit ist widersprüchlich. Es gibt viele Erzieher, die nicht bereit sind zur Lebensgemeinschaft; andererseits gibt es doch heute viele Leute, die sich nach Ganzheitlichkeit sehnen. Wir finden jedenfalls unsere Leute immer, ohne ein Inserat ausschreiben zu müssen. Und wir haben immer genug Leute.

Jedem Menschen *seine* Lebensgemeinschaft

Paul Sonderegger: Wenn Herr Tschanz in seiner Lebensgemeinschaft «pläuderlet», wie es Herr Lareida nennt, und dann seine Arbeit eben am Abend erledigt, dann kann ich dem absolut zustimmen. Ich finde das gut. Wenn ein Erzieher bei uns in seiner begrenzten Arbeitszeit «pläuderlet» und Lebensgemeinschaft spielen will, kann es aber fast kriminell werden, denn punkt fünf Uhr stellt er nämlich den Pickel in die Ecke und geht nach Hause.

Ich glaube, wir müssen noch einmal den Begriff Lebensgemeinschaft genauer unter die Lupe nehmen. Lebensgemeinschaft ist nicht einfach ein romantisches, idyllisches Bild, ist nicht einfach lieb und anständig und offen Sein miteinander. Es ist doch wie in der Ehe: Es gibt Ehepaare, die sehen sich immer nur am Wochenende, weil ein Ehepartner die Woche hindurch stets geschäftlich unterwegs ist, und sie bilden doch eine Lebensgemeinschaft. Und es gibt Ehepaare, die sich jeden Tag sehen, die vielleicht sogar zusammen arbeiten, und ihre Auseinandersetzungen sind so hart und so zahlreich, dass kaum mehr etwas von Gemeinschaft zu spüren ist; sie pflegen allenfalls noch eine Quasi-Gemeinschaft.

Lebensgemeinschaft ist für jeden Menschen etwas anderes. Man kann in den verschiedensten Lebensformen Lebensgemeinschaft verwirklichen. Nicht nur diejenigen, die ständig beieinander sind und sich umklammern, bilden eine Lebensgemeinschaft. Man muss bereit sein, die unterschiedlichsten Formen als Formen von Lebensgemeinschaft zu akzeptieren. Wenn jeder diejenige Form, die genau für ihn richtig ist, optimal lebt, verwirklicht er Lebensgemeinschaft. Es gibt kein Schema, nach dem die eine richtige Lebensgemeinschaft hergestellt werden könnte. (Grosser Applaus)

Urs Tschanz: Von den Mitarbeitern und vom Heimleiter her gesehen finde ich es richtig, was Sie jetzt gesagt haben: Jeder muss seine eigene Form der Lebensgemeinschaft finden. Aber da gibt es noch die pädagogische Seite: Vom Kind her gesehen ist doch die Form des Zusammenwohnens eindeutig diejenige, der der Vorrang gegeben werden muss. Es ist einfacher für das Kind, in einem Heim sich daheim zu fühlen, in dem die Mitarbeiter auch daheim sind.

Paul Sonderegger: Ich kenne das Weissenheim, und ich glaube, dass für Ihre Kinder Ihre Form der Lebensgemeinschaft richtig ist. Aber bei uns leben Kinder, auf die ihre Eltern auch noch Anspruch erheben. Sie möchten sie auch noch zeitweise bei sich haben, so dass wir eine Form von Lebensgemeinschaft finden müssen, der auch noch die Eltern zustimmen können. Wir haben zum Beispiel eine Mutter, die kommt jede Nacht ins Heim schlafen, sie schläft im gleichen Zimmer wie ihr Kind. Das ist natürlich eine Ausnahme, aber Sie verstehen, was ich sagen will: Nicht alle Kinder benötigen die gleiche Form von Lebensgemeinschaft, weil sie auch nicht die gleiche Form von Betreuung brauchen. Und ich denke, es sollte unser Hauptanliegen sein, für die *Kinder* die richtige Form und die richtigen Mittel zu finden – und dann auch für uns.

Reto Lareida: Zusammenfassend würde das heissen: Trotz Vielfalt verschiedene Ziele suchen, wenn wir an unseren Podiumstitel denken.

Votum aus dem Publikum (Pfalzgraf): Lebensgemeinschaft bewährt sich dort, wo das Leben bedroht wird, dort, wo Einflüsse auf uns einstürmen, die jeden Menschen verunsichern, die ihn bedrängen. Da zeigt es sich dann, ob Gemeinsamkeit da ist.

Persönliche Freiheit contra Lebensgemeinschaft?

Votum aus dem Publikum (Nägeli): Seit zweieinhalb Jahren leite ich das Alters- und Pflegeheim Bassersdorf zusammen mit meiner Frau. Den Titel «Trotz Vielfalt ein Ziel suchen wollen» habe ich schon vor der Diskussion, die jetzt eben stattgefunden hat, als problematisch empfunden: Wir, die wir jetzt da zugehört haben, arbeiten ja in den unterschiedlichsten Arten von Heimen. Es gibt bestimmt Gemeinsamkeiten zwischen dem Jugendheim und dem Altersheim, aber es gibt auch wesentliche Unterschiede. Deshalb bedeutet der Begriff Lebensgemeinschaft im Zusammenhang mit der Arbeit in einem Altersheim etwas ganz anderes als im Jugend- oder Erziehungsheim. Im Alters- und Pflegeheim scheint es mir nicht die primäre Aufgabe zu sein, den Pensionären eine Lebensgemeinschaft, ja, ich muss sagen, aufzuzwingen. Dort würde ich das sogar fast als «Lebenseinengung» empfinden. Wenn ich mir überlege, wie ich dereinst einmal im Altersheim möchte leben können, so weiss ich, dass ich dann möglichst viel Freiheit haben möchte. In so einem Fall könnten sich dann Leben und Gemeinschaft beinahe feindlich gegenüberstehen.

Im Grunde genommen sind ja die Menschen eher asoziale Wesen und haben eher das Bedürfnis, individuell leben zu dürfen. Das trifft ganz besonders im Altersheim zu. Ich bin natürlich nicht gegen Gemeinschaft überhaupt, absolut nicht, aber ich meine, dass es nicht die Aufgabe des Heimleiters ist, eine derartige Gemeinschaft in seinem Heim mit allen Mitteln zu fördern, sondern er soll mit Feingefühl spüren, wer eine Gemeinschaft wünscht und wer lieber weiter so leben möchte, wie er es sich gewohnt ist. Wer auf seiner persönlichen Freiheit besteht, darf nicht unter Druck gesetzt werden, nur weil man meint, das höchste Ziel sei es, eine Heimfamilie zu bilden, an der alle teilnehmen müssen. (Applaus)

Fritz Schmied: Ich habe das Gefühl, dass hier ein wenig aneinander vorbei diskutiert wird. Ich befürworte Lebensgemeinschaft; Lebensgemeinschaft aber heisst für mich nicht, dass man jemand zu etwas zwingt oder ihn mit etwas einengt, sondern Lebensgemeinschaft heisst in erster Linie, dem einzelnen Menschen das Recht geben, sich selber zu sein. Das gilt auch im Altersheim; es gibt ja nichts schlimmeres als diese animierten Leute im Altersheim, die mitmachen müssen bei allen Aktivitäten, um nicht zum Aussenseiter zu werden. Ich erinnere mich noch sehr gut an einen Satz von *Klaus Schädelin*: «Meine Damen und Herren, gebt doch den alten Leuten in euren Heimen das Recht, Altersschrullen zu haben!» Das ist etwas ganz Zentrales in jeder Lebensgemeinschaft: Jeder muss sich selber sein dürfen, mit all seinen Schrullen.

«Es passiert uns manchmal Lebensgemeinschaft»

Votum aus dem Publikum (Buchwalder): Ich arbeite im Alterszentrum Dübendorf. Ich möchte Ihnen ein Beispiel erzählen, wie ich Lebensgemeinschaft bei uns erfahren konnte. Wir sind ein grosser Betrieb, und ich habe recht wenig persönlichen Kontakt mit unseren Pensionären. Irgend einmal

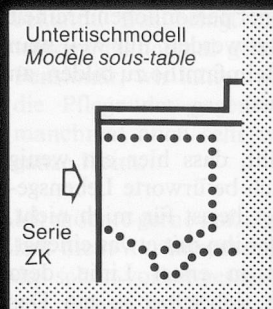
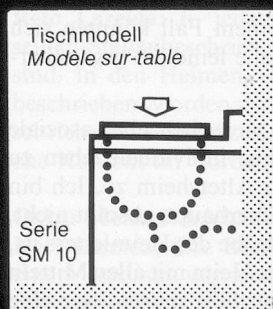
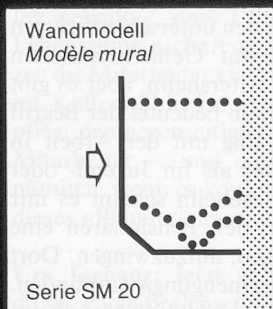
25
Jahre
ans

Das vollständige Programm für den modernen Ausgussraum

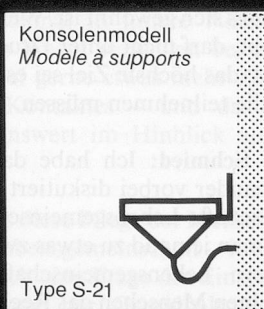
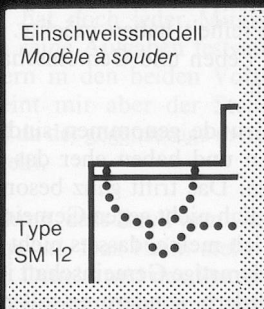
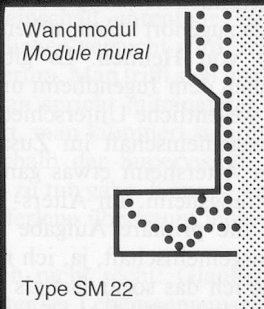
SIC

Le programme complet pour le local vidoir moderne

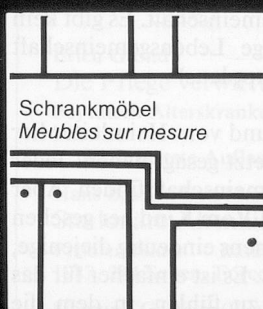
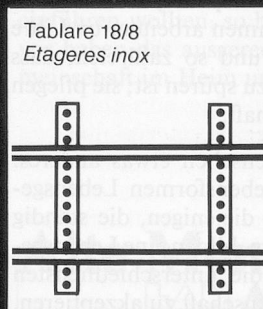
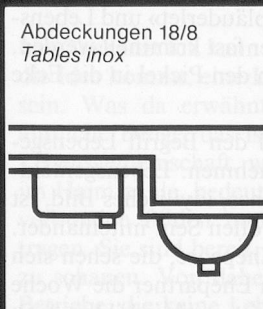
Beckenspülautomaten *Appareils lave-vases*



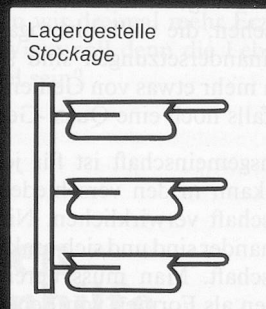
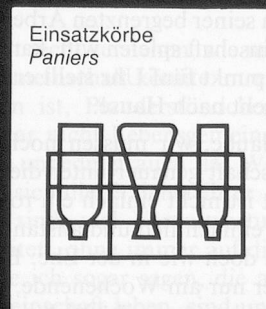
Ausgüsseinheiten *Vidoirs*



Kombinationen *Combinaisons*



Zubehör *Suppléments*



Der moderne Ausgussraum muss hohe Anforderungen in Bezug auf rationellen Arbeitsablauf, Hygiene, Qualität und Zuverlässigkeit erfüllen. Dabei muss eine gute Lösung immer an die örtlichen Gegebenheiten angepasst sein.

Als schweizer Hersteller sind wir in der Lage auf Ihre Wünsche einzugehen. Dabei ermöglicht unsere grosse Erfahrung und ein komplettes Produktsortiment die umfassende und objektive Beratung. Stellen Sie uns auf die Probe – wir freuen uns auf Ihre Anfrage.

Le local vidoir moderne doit répondre aux hautes exigences de rationalité, d'hygiène, de qualité et de sûreté. En outre une bonne solution doit toujours s'adapter aux données locales.

Comme producteur suisse, nous sommes en mesure d'aller à la rencontre de vos souhaits. Notre expérience et notre gamme complète de produits nous permettent de vous conseiller objectivement et intégralement. Mettez-nous à l'épreuve, nous nous réjouissons d'être à votre service.

SIC

SIC AG
Wartenbergstrasse 15
4020 Basel
Telex 62640

beklagte sich eine Schwester, dass ich zu weit weg sei von den alten Leuten, und sie möchte deshalb eine Teestunde mit dem Verwalter ins Leben rufen. Das leuchtete mir ein, und ich reservierte von da an jede Woche eine Stunde für eine Teestunde, zu der jeweils die Bewohner eines Stockwerks in unserem Heim eingeladen sind. Seit etwa einem halben Jahr funktioniert das jetzt. Was in diesen Stunden alles zutage gefördert wurde, das war für mich ein ganz erstaunliches Erlebnis: Man diskutierte über bestimmte Themen, oder man bekam ganz persönliche Sachen anvertraut, von denen nicht einmal die Schwester, die ja täglich um diese Leute herum ist, etwas wusste. Ich würde sagen, in dieser Teestunde ist uns wirklich Gemeinschaft passiert. Da kommt man sich gegenseitig näher. Übrigens basiert das natürlich auf vollständig freiwilliger Basis. Ich möchte diese Einrichtung nie mehr missen.

Es gibt da noch etwas, das ich erwähnen möchte als Möglichkeit zu einer Vertiefung der Lebensgemeinschaft im Altersheim. Ich meine, dass wir die alten Leute motivieren müssen, die Heimarbeit mittragen zu helfen, sich zu beteiligen an der Arbeit, die im Heim täglich anfällt. Auch dabei passiert immer wieder ein wenig Gemeinschaft.

Votum aus dem Publikum: Unser Thema heisst: «Trotz Vielfalt ein Ziel suchen wollen.» Ich möchte sagen, dass es für mich nicht *ein* Ziel gibt. Ich würde den Titel umschreiben in «Trotz Vielfalt *sein* Ziel suchen», das heisst das Ziel des Klienten, das Ziel eines erfüllten Lebens für den Jugendlichen und für den Alten, oder ich würde ihn umschreiben in «Trotz Vielfalt *mein* Ziel suchen», das Ziel nämlich, trotz der Vielfalt all meiner Klienten ihnen zu ihrem je eigenen Ziel zu verhelfen.

«Er passt nicht zu unserer Lebensgemeinschaft»

Dr. Siegfried Schuller: Ich möchte Ihnen jetzt einmal *unser* Problem mit der Lebensgemeinschaft im Heim schildern. Wenn wir einen sogenannten Klienten in ein Heim einweisen wollen, oder genauer in eine als Lebensgemeinschaft funktionierende Gruppe, kann es vorkommen, dass man unsern schwierigen Klienten nicht aufnehmen will, «weil er nicht in diese Gruppe passt». Ihre funktionierende Lebensgemeinschaft, das Ziel, das Sie sich für Ihr Heim gesetzt haben, ist der Grund, weshalb ich meine Leute nicht mehr unterbringen kann. Dazu kommt noch, dass der Klient nur dann aufgenommen wird, wenn er motiviert ist. Nur wenn er will, nehmen Sie ihn. Insofern macht uns Ihre Lebensgemeinschaft ziemliche Probleme.

Eine Frage hätte ich noch: Gehört denn Ihr Versorger nicht zu Ihrer Lebensgemeinschaft? Ich selber leide darunter, dass ich nicht dazugehöre, und zwar *kann* ich nicht dazugehören, aus zeitlichen Gründen. Ich komme durchschnittlich etwa einmal pro Jahr in ein Heim. Wie kann ich denn so zu Ihrer Gemeinschaft gehören? Die Idee der Lebensgemeinschaft müsste doch beinhalten, dass der Versorger auch mitmacht. Ich leide darunter, dass ich nicht mehr Kontakt zum Heim pflegen kann, und irgendwie begreife ich auch, dass man sich vom Heim her dann eben auch nur an mich wendet bei Taxerhöhungen oder um Kostengutsprachen für irgendwelche Anschaffungen zu erwirken. Wie gesagt, ich persönlich leide unter diesem Zustand, aber ich sehe keine Möglichkeit der Abhilfe. Wie sehen Sie das?

Fritz Schmied: Der Versorger gehört auf jeden Fall zur Lebensgemeinschaft im Heim. Das ist wie in der Natur: Es regnet viel pro Jahr, es schneit viel pro Jahr, auch die Sonne scheint viel pro Jahr, ab und zu nur aber hagelt es – Sie sind jetzt einfach der Hagel, der einmal pro Jahr kommt, aber dennoch gehören Sie zweifellos dazu. Es darf nicht und kann nicht an Ihnen vorbei gehen. Sie sind ins Ganze einbezogen,

bestimmt – vielleicht ohne dass Sie es merken. Sie gehören, da kann ich Sie beruhigen, absolut dazu! (Applaus)

Votum aus dem Publikum (Grossen): Ich arbeite im Werkheim Widen, das aus einem Wohnheim für 35 Behinderte besteht, aus Eingliederungswerkstätten, einer Landwirtschaft, einer Gärtnerei. Wenn ein schwieriger Klient bei uns eingewiesen werden sollte, müsste er zuerst einmal zu uns einen Besuch machen kommen, ohne die eigentliche Absicht schon zu kennen. Nachher könnte man ihn quasi unverbindlich fragen, ob er sich sein Leben in unserem Heim vorstellen könnte. Schliesslich kann er so selber bestimmen, wo es ihm am besten gefallen würde. Er kommt dann, lebt einige Zeit mit uns, arbeitet mit uns, und in dieser Zeit können auch wir feststellen, ob er zu uns passt, wobei zu sagen ist, dass wir einen sehr weiten Rahmen bieten können. Wir sind auf dem Land, weit abseits des nächsten Dorfes; da liegt auch ab und zu ein Radau drin, ohne dass sofort ein Gerede gemacht wird. Wenn der Klient aber seine und unsere Lebens- und Arbeitssituation zerstört, können wir ihn nicht bei uns behalten.

Und noch etwas möchte ich loswerden: Auch unsere Mitarbeiter kommen zuerst einmal probeweise zu uns arbeiten. Wir haben ein ganzheitliches System, nicht das Gruppensystem. Die 70 Behinderten und die 25 Mitarbeiter bilden zusammen *eine* Gruppe. Ein Bewerber stellt dann in seiner Probezeit unser Konzept, nach dem wir arbeiten, fest, sieht, in welchem Geiste alles gemacht wird, in welcher Atmosphäre, und kann das mit seinen eigenen Bedürfnissen vergleichen und sich dementsprechend entscheiden. Da kann es sogar vorkommen, Reto Lareida, dass sich ein Erzieher bei uns bewirbt, der eigentlich im Sinn gehabt hätte, nach dem Prinzip 42-Stunden-Woche zu arbeiten, wenn er dann aber erlebt hat, was das heisst, ganzheitlich zu arbeiten, entscheidet er sich um und wird Mitarbeiter bei uns.

Ein Ort, wo ich die Seele hintragen kann

Votum aus dem Publikum (Egger): Ich bin seit ganz kurzer Zeit in einem Jugendheim tätig. Wenn wir hier von Lebensgemeinschaft sprechen, ist es richtig, dass der Versorger mit am Tisch sitzt, mir fehlt aber noch der Politiker. Der Politiker ist auch miteinzubeziehen in die Lebensgemeinschaft Heim, denn er ist ja wesentlich daran beteiligt, die Rahmenmöglichkeiten für eine Lebensgemeinschaft mitzugestalten.

Votum aus dem Publikum (Frau Nägeli): Für mich gibt es einen Unterschied zwischen Lebensgemeinschaft und Partnerschaft. Das sollte man nicht durcheinandermischen, und diese Gefahr besteht jetzt ein bisschen, da man auch noch den Politiker miteinbeziehen will in die Lebensgemeinschaft. Lebensgemeinschaft ist für mich Ort, und Ort ist dort, wo man die Seele hintragen kann. Ort wirkt sich aus, indem man ihn lebt.

Reto Lareida: Die Diskussion hat gezeigt, dass über das Leben – und mit Leben hat Lebensgemeinschaft zu tun – niemals abschliessend diskutiert werden kann. Ich hätte noch viele Fragen zu stellen, doch unsere Zeit ist abgelaufen.

Lebensgemeinschaft kommt mir ein wenig vor wie der Blumenstrauß in dieser Vase, die ich jetzt die ganze Zeit vor mir hatte: Wir sammeln verschiedene Blumen ein und bilden aus ihnen einen Strauß, eine Gemeinschaft, indem wir sie in ein Gefäß mit einer kleineren oder grösseren Öffnung stecken. Es genügt aber nicht, sie einfach nur reinzustellen, wir müssen immer wieder Nachschub liefern, wir müssen ihnen das Wasser, ihr Nährboden, immer wieder erneuern. Bei der Lebensgemeinschaft im Heim geht es doch auch darum, diesen Nährboden, auf dem sie gedeihen kann, immer wieder zu aktivieren.